

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur

Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte

Band: 23 (1943-1944)

Heft: 1

Artikel: Freiheit und Pflichten

Autor: Arcis, Max d'

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-159051>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 18.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Freiheit und Pflichten.

Von Max d'Arcis.

Seit 1939 sieht sich die Schweiz allmählich ringsherum eingekreist, und heute ist sie von der äußeren Welt sozusagen vollständig abgesperrt. Während des letzten Krieges hatte sie nie die direkte Fühlungnahme mit beiden Blöcken der sich bekriegenden Mächte verloren, was damals ihre Aufgabe erleichterte. Heute aber befindet sie sich in der seltsamen Lage des letzten freien Landes mitten in einem Europa, das nun vollständig der Kontrolle einer der beiden Machtgruppen, auf denen das europäische Gleichgewicht bisher ruhte, unterstellt ist.

Unter diesen Umständen ist die Aufgabe der Schweiz leicht zu umschreiben, schwer durchzuführen: Durchhalten, bis die Nachkriegszeit Europa den Frieden wieder bringt, und sich auf die Rolle vorbereiten, die sie bei der Neuorganisierung des alten Kontinents einst spielen müssen wird.

Schwierig und widersprüchsvoll ist diese Lage, denn im Europa von morgen müssen wir — wenn die Vorsehung zuläßt, daß wir das Ende der Heimsuchung erleben, ohne in den Konflikt hineingezogen zu werden — unseren Platz in einer durch den Krieg zerstörten Welt wieder finden. Und das wird ohne Zweifel genug zu tun geben.

Aber schon ohne so weit zu blicken, und wenn wir auch nur das Allernächste in Betracht ziehen, fühlen wir, wie viele Schwierigkeiten unsere Stellung als friedliches Land inmitten eines Kontinents unter Waffen bietet. Denn unsere Neutralität ist keine Selbstverständlichkeit. Sie kann nur durch unseren Willen bestehen. Sie kann nur durch eine beständig erneuerte Anstrengung dauern. Es genügt nicht, daß die Behörden allein diese Anstrengung leisten. Sie müssen auf die persönliche Unterstützung eines jeden einzelnen Bürgers zählen können. Worin besteht diese Unterstützung? Das muß näher bestimmt werden, denn es geht nicht ohne weiteres aus den bekannten Verhältnissen hervor, wie die so eindeutige und so einfache Pflicht des Soldaten.

* * *

Vor dem Kriege formte die damalige Erziehung zu Bürgern einer Demokratie unsere Geister zu einem bewußten Erkennen vieler Vorrechte. Sogar die bürgerlichen Pflichten, welche im allgemeinen Wahlrecht ihren Ausdruck finden, wurden meistens als Vorrechte aufgefaßt, deren Benützung oder Nichtbenützung dem einzelnen anheimgestellt blieb. Man

spricht immer vom Stimm „recht“, und die Gerichte entziehen den Bürgern, die sich strafbar machen, ihre bürgerlichen „Rechte“. Aber redet man jemals von den Pflichten und Verantwortlichkeiten, welche diesen Rechten das notwendige Gegengewicht halten? Denn ein Recht ist ohne die entsprechende Ergänzung durch eine Verantwortlichkeit sinnlos. Reichtum, Intelligenz, Erziehung und Wissen erleichtern freilich den Gang durchs Leben, werden aber gar bald zu ansehbaren Vorzügen, wenn sich ihnen nicht eine Reihe von Pflichten anschließt, die oft schwerer wiegen als die durch sie erreichten Vorteile.

Vielleicht ist das im Laufe der einundzwanzig Friedensjahre, die hinter uns liegen, zu sehr in Vergessenheit geraten. Und darum erscheinen uns die durch die jetzigen außergewöhnlichen Zeiten auferlegten Lasten so drückend.

Zum Beispiel verwundert man sich darüber, daß die gleiche öffentliche Macht, die uns soeben noch mit Hilfe und Unterstützung, Subventionen und Entschädigungen aller Arten beistand, nun plötzlich von uns immer drückendere Opfer verlangt, unseren Besitz antastet, um die allgemeine Rechnung zu begleichen, unsere Freiheiten einengt, weil die Ereignisse sie dazu zwingen, alles zu überwachen, alles zu verwalten, überall einzugreifen.

Wir haben uns in den Jahren des allgemeinen Friedens an eine gar angenehme Bewegungsfreiheit, eine sanfte Sicherheit gewöhnt, die durch die Möglichkeit, unter den verschiedensten Vorwänden die Unterstützung der Behörden zu erheischen, noch erhöht wurde. Zweifellos ist dies der Grund dafür, daß so viele Leute heutzutage Mühe haben, sich einer Zeit, in der häufiger von Opfern als von Vorrechten die Rede ist, anzupassen. Aber rechtfertigt die Erinnerung an die vergangenen Unannehmlichkeiten des Lebens eine Einstellung, die sich weigert, die ihr auferlegten Einschränkungen willig auf sich zu nehmen? Wir glauben das nicht und müssen die Haltung derer verurteilen, die sich unaufhörlich beklagen, sei es weil das warme Wasser fehlt, sei es weil der Magen mit einfacherer Kost vorlieb nehmen muß oder weil unsere Häuser im Winter kalt sind — und aus so vielen anderen Gründen. Was sind alle diese kleinen Entbehrungen, verglichen mit den Leiden des übrigen Europa?

Man mißt die Seelengröße eines Menschen an seiner Fähigkeit, sich einer Notwendigkeit zu unterziehen, indem er gute Miene zu bösem Spiel macht. Hier liegt unsere erste Pflicht: die nötigen Opfer bringen. Es ist nicht zu leugnen, daß wir auf diesem Punkte noch viel zu lernen haben, und das Schauspiel der Leiden so vieler anderer Völker, die das Nötigste entbehren müssen, sollte einem jeden Schweizerbürger die Bevorzugung, die ihm unverdienterweise immer noch zuteilt wird, deutlich vor Augen führen.

Aber man darf nicht verallgemeinern und muß zwischen dem Teil unseres Volkes, der von den Ereignissen nur in reduziertem Maße in Mitleidenschaft gezogen wird, und denen, die sich heute selbst das Notwendige versagen müssen, weil dieses ihnen schon vor dem Kriege nur knapp zugemessen war und ihre beschränkten finanziellen Möglichkeiten durch die Preissteigerungen noch weitere und immer schwerer tragbare Einengungen erfahren haben, zu unterscheiden wissen. Diese Feststellung führt uns dazu, von einer zweiten Pflicht des freien Menschen zu reden: von der Solidarität mit den anderen freien Menschen, seinen Mitbürgern.

Man muß zugeben, daß diese Aufgabe von den wohlhabenden Kreisen im allgemeinen besser gelöst wird als diejenige der Anpassung an die Einschränkungen. Die Menschen haben sie williger auf sich genommen, weil der Gedanke eines sozialen Friedens schon seit mehreren Jahren langsam und fortschreitend alle Schichten unserer Bevölkerung mit seinen Forderungen durchdringt. Dieser soziale Frieden wird heute von den Behörden unterstützt, deren Werk die in Zusammenarbeit mit dem Volke entstandene ausgezeichnete Organisation der militärischen Ausgleichskassen ist. Auch in den Fabriken, deren Leitungen so vielen Neubelastungen gerecht werden müssen, vermehrt man die Maßnahmen zugunsten des Personals und baut sie immer weiter aus; damit tut man viel zur Erhaltung des sozialen Friedens. Und endlich steuert jedermann persönlich durch seine Beiträge ans Winterhilfswerk, an die Nationalspende und an manch andere derartige Sammlung dazu bei.

Die Tatsache des gegenseitigen Zusammenhaltens darf hier allerdings nicht als Beweis für irgend eine erreichte Vollkommenheit genommen werden. Es gibt in sozialen Dingen keine endgültige Vollkommenheit. Was wir auch tun, um einander als Mitbürger zu helfen, immer wird noch etwas zu tun übrig bleiben, und immer werden wir unser Solidaritätsbestreben noch stärker und noch deutlicher betätigen müssen, je schwerer mit der Dauer des Krieges die Lebensbedingungen werden.

Denn es nützt nichts, sich selber zu betrügen. Wir haben am Anfang noch Weißbrot gegessen; aber jeder vorüberziehende Monat ließ uns das Gewicht der die ganze Welt bedrückenden Last schwerer fühlen, und wir müssen diese nach der Maßgabe unserer Kräfte tragen helfen. Man darf sich nicht der Hoffnung hingeben, unsere Stellung außerhalb der furchtbaren Ereignisse hiete Gewähr dafür, daß uns die Rückschläge und Gegenstöße des Krieges erspart bleiben werden. Wir können nicht abgeschlossen von der übrigen Menschheit leben, und unsere Isolierung ist nur bis zu einem gewissen Grade wahr.

Wir haben also die Pflicht, für die Zukunft noch größerer Einschränkungen gewartig zu sein und unsere Solidarität in noch höherem Maße in Erscheinung treten zu lassen. Ob die Behörden uns dazu zwingen oder bloß einladen, enthebt uns in keiner Weise unserer persönlichen Verpflich-

tung. Was vermögen Behörden eines Landes, wie das unsrige ist, auszurichten, wenn nicht die lebhafte Unterstützung aller Bürger sie stark macht?

* * *

Aber auch hier müssen wir unseren Gedanken noch genauer bestimmen. Wenn wir von der persönlichen Pflicht eines jeden Bürgers reden, denken wir keineswegs an eine Reihe untereinander unzusammenhängender Einzelhandlungen. Wie rein auch die Absichten sein mögen, die sie veranlaßten, sie führten rasch zu einer dem Wohle der nationalen Interessen abträglichen Unordnung. Je härter die Zeiten, desto wichtiger ist die Einigkeit. Die gegenwärtigen Schwierigkeiten können nicht durch eine noch so große Summe von Einzelanstrengungen überwunden werden, sondern bloß durch eine große allgemeine Anstrengung. Mehr als je ist es nötig, die Anstrengungen zu vereinen, um sie dem Wohle aller dienen zu lassen.

In den ersten Zeiten der Mobilisation konnte man den Eindruck gewinnen, daß all dies gar nicht mehr zur Diskussion stand. Aber die Monate vergingen. Man mußte langes Warten lernen; der ursprüngliche Schwung erschlaffte in der Tatenlosigkeit des Garnisonslebens; die zuvor aus nächster Nähe drohende Gefahr schien allmählich in die Ferne gerückt, und nun stellte sich nach und nach die alte, während der glücklichen Friedensjahre erworbene Gewohnheit des Individualismus wieder ein. Nach dem 2. September 1939 und später nach dem 10. Mai 1940 haben wir einen machtvollen Hauch der Einigung über unser Land hinwehen gefühlt. So gar die politischen Parteien ließen eine Zeit lang ihre Rivalitäten schwiegen, und es schien damals, daß alle Bürger der zweitundzwanzig Schweizer Länder einmütig am selben Stricke zogen.

Aber mit der Zeit sank diese notwendige Einigkeit wieder in sich zusammen. Denn sie kann nicht dauern, wenn sie im Augenblitze der Gefahr nur auf einem Aufschwung nationaler Begeisterung beruht. Sie muß sich auf einen festeren Boden, auf tiefere Überlegung gründen: die Disziplin ist die dritte Pflicht der freien Menschen und ist auch seine wichtigste Aufgabe, denn sie ist die Grundbedingung für eine gewissenhafte Erfüllung aller übrigen bürgerlichen und sozialen Schuldigkeiten.

Oft hört man sagen, daß die Welschen sich der Disziplin weniger leicht fügen als die Deutschschweizer. Trifft diese Behauptung wohl zu? Ist eine solche Unterscheidung nicht zu allgemein und willkürlich? Es wäre wahrscheinlich richtiger zu sagen, daß in der romanischen Schweiz die Disziplin mit einem Einschlag von Phantasie ausgeübt wird, was gelegentlich einen alemannischen Geist befremden mag, der gewohnt ist, sie mit schwererer Gewichtigkeit zu betrachten. Aber ist sie wirklich diesseits der Saane ausgeprägter als jenseits? Wir können das nicht glauben; denn wir haben westschweizerische Truppen gesehen, wie sie ihren Dienst mit einer in jeder Hinsicht außerordentlich bewußten Disziplin versahen. Näher kommt man dem Sachverhalt vielleicht, wenn man die Auffassung von Pflicht-

erfüllung auf der einen Seite als differenzierter, auf der andern als starrer bezeichnet. Aber sie ist auf beiden ernst.

Man muß jedoch zwischen der zivilen Disziplin und der militärischen unterscheiden. Erstere ist ziemlich schwierig zu erreichen, denn sie ist nicht ähnlichen Regeln wie die zweite unterworfen. Und sie ist umso unzuverlässiger, als sie bei uns nicht durch einen allmächtigen Staat gefordert wird. Man kann sich über die diesbezügliche Situation Rechenschaft geben, wenn man an die behördlichen Maßnahmen zum Zwecke der Rationierung denkt, deren mehrere anfangs die dem einzelnen zukommende Lebensmittelquantität nicht fest bestimmte (so z. B. die Fleischtag vor Einführung der Fleischmarken). Diese Form der einschränkenden Maßnahmen tat dem Sinn, den unser Volk für Disziplin hat, alle Ehre. Aber es muß auch gesagt werden, daß gleichzeitig eine ihrer persönlichen Pflichten sehr wenig eingedenkte Minorität die Erwartungen unserer Regierung jedesmal enttäuschte. Freilich ist zu berücksichtigen, daß ein an großzügige, manchmal sogar übertrieben nachsichtige Ausübung der Autorität gewöhntes Volk sich nur schwer zu einer strafferen Ordnung bequemt. Viel leichter ist es, der militärischen Disziplin Anerkennung zu verschaffen; denn in seiner Einheit ist der einzelne Mann umgeben und getragen vom Geiste der ganzen Truppe, der ihn vor Verirrungen bewahrt. Außerdem zeichnen die Notwendigkeiten des Dienstes dem Manne einfache, leicht zu begreifende Aufgaben vor. Und schließlich liegt eine alte und schöne militärische Tradition hinter uns, deren Bewußtsein uns von Kind auf begleitet, sodaß wir den Militärdienst als normale vaterländische Pflicht ansehen, deren Vorschriften bereitwillig entgegengenommen und ausgeführt werden müssen. Denn mit unserem Milizsystem ist eng die Unabhängigkeit verbunden, welche jedem Bürger unserer Kantone über alles teuer ist. Das ist der Grund, warum kein guter Schweizer in der Stunde der Gefahr zögern wird, zu seinen Waffen zu greifen und an die Grenze zu eilen.

* * *

Schwerer können sich die Zivilpersonen mit der Disziplin abfinden. Zum erstenmal in unserer Geschichte umwogt uns der totale Krieg und zwingt uns zu totalen Anstrengungen, um durchzuhalten. Aber solange wir nicht selber im Kriege stehen, wird der Zivilist einige Mühe haben, die Bedeutung dieser Totalanstrengungen zu ermessen. Es wird ihm dies umso schwieriger fallen, je länger sich die Ereignisse hinziehen; seit Monaten sehen wir uns zu einem Widerstand genötigt, der bloß die innere Front belastet, während unsere Armee an den Grenzen steht, ohne zu kämpfen. Und diese innere Front ist von grösster Bedeutung, auch wenn sie nicht ein klar zu umschreibendes Gebilde ist. Jeden Tag kämpft die Schweiz um ihr Leben, und die unbedeutendste in unserem Lande vollzogene Tätigkeit bildet schon eine Episode in diesem Kampfe. Der Plan Wahlen, die Metallsammlung, die Einschränkungsmaßnahmen, die

Unternehmungen zu gegenseitiger Hilfe, die unentwegt steigenden Steuern, das alles sind die verschiedenen Aspekte unseres täglichen Ringens. Und wir haben umso mehr Mühe, die jetzige Situation zu erfassen, als dieser beständige und totale Kampf den Rahmen, in dem wir vor dem Kriege lebten, nicht sprengt, sondern uns darin beläßt, wobei zwar die Gewohnheiten der sorglosen Friedenszeiten momentan schlummern, jedoch jederzeit bereit sind, bei erster Gelegenheit wieder zur Herrschaft zu kommen.

Die innere Front ist im Wesentlichen beweglich und verläuft nicht nach einer deutlich abgrenzenden Linie. Sie präsentiert sich unter tausend Gesichtspunkten, deren viele gar nicht bedacht werden. Oft gerät man ohne die geringste böse Absicht in die Versuchung zu ziviler Undiszipliniertheit, einfach, weil man das Warum einer offiziellen Verfügung oder die entfernteren Auswirkungen einer scheinbar unbedeutenden Handlung nicht klar genug zu erkennen vermag. Ein einfaches und aus dem Leben gegriffenes Beispiel dafür ist der rechtschaffene Mann, der Sonntags aufs Land hinaus geht und von seinem bäuerlichen Freunde mit einem Stück Butter beschenkt wird; er denkt jedenfalls im Augenblick nicht daran, daß er damit eine vorschriftswidrige Handlung begeht. Aber er vergißt, daß der ganze Markt und das ganze Rationierungssystem in Desorganisation geraten, wenn zehntausend Spaziergänger ohne Marken zehntausend Tafeln Butter kaufen, und daß sich ein solches Verfahren letzten Endes gegen die wohldisziplinierten Eidgenossen auswirkt. Von denen, die systematischen Schwarzhandel treiben, sprechen wir hier natürlich nicht. Sie sind an der inneren Front, was der schlechte Soldat in seinem Truppenteil ist.

* * *

Im Vorangehenden haben wir versucht, die Pflichten des Bürgers eines freien Staates zu definieren, den der Wille zur Erhaltung der Unabhängigkeit seines Landes beseelt, das einzig in dieser Unabhängigkeit bestehen kann. Wir konnten drei Hauptaufgaben feststellen: Opferwilligkeit, Solidarität und Disziplin; in diesen dreien liegen alle übrigen Verpflichtungen des freien Bürgers mit einbeschlossen.

Die Erfüllung der drei wesentlichen Pflichten bedingt eine recht bedeutende Summe moralischer Qualitäten. Diese jedoch ans Werk zu richten, vermag einzig der christliche Geist, der die Basis unseres Bestandes als Eidgenossenschaft bildet. Er allein verleiht die notwendige Demut, ohne welche die tiefe Bedeutung unserer Bürgerpflichten nicht erfaßt werden kann. Wir Schweizer verfallen so leicht einer gewissen Überheblichkeit; wie wichtig wäre es, diese abzulegen. Denn wenn wir bis heute den Schrecken des Krieges entrinnen durften — und sollten wir das Glück haben, ihnen überhaupt zu entrinnen —, so ist und wäre das nicht dem Umstand zu verdanken, daß wir besser sind als die anderen, sondern einer unverdienten Gunst des Himmels. Gewiß können wir diese Himmelsgunst durch unsere Haltung, durch Charakterfestigkeit in allen Heimsuchungen,

unterstützen. Unsere obersten Behörden haben eine solche Festigkeit des Wesens an den Tag gelegt, als sie seinerzeit die Entmutigung nicht aufkommen ließen, die ein so kleines Volk, wie wir es sind, mit Ohnmacht hätte schlagen können. Aber hat wohl ein jeder einzelne Bürger dieselbe Gesinnungsstärke besessen? Das wagen wir nicht zu behaupten, nachdem sich uns jedesmal, wenn die äußereren Ereignisse ein Schlimmstes befürchten ließen, bei einem Teil der Bevölkerung das bemühende Schauspiel vollkommener Demoralisierung bot. Diese Desorientierung konnte man bis in kleinste Bezirke hinein feststellen, wie bei den unsinnigen Anstürmen auf gewisse Lebensmittel, die sich wiederholten, so oft eine wahre oder falsche Meldung über neue Einschränkungsmaßnahmen bekannt wurde. Wir denken dabei auch an die lügnerischen Gerüchte, die mit einer unserer hohen Ideale recht unwürdigen Üppigkeit im ganzen Land zirkulieren. Und endlich denken wir an das gefährliche Nachlassen der Kräfte, welches sich, sowie die Kriegsgefahren sich von unseren Grenzen zu entfernen scheinen, allemal unverzüglich einstellt. Das alles sind Beweise eines bedenklichen Mangels an Selbstbeherrschung und einer Tendenz, zu rasch, zu leicht und zu gerne in die Sorglosigkeit des Vorkriegslebens zurückzufallen, eine Tendenz, die im Grunde Schwäche ist. Wir vermögen die traurige Wirklichkeit eines jeden Tages nicht mit einer genügend gefestigten Seele zu betrachten, und unser Bestreben muß daher sein, ängstliche Furcht und feige Unentschiedenheit zu überwinden und in aller Bescheidenheit einzusehen, wie vieles uns auf dem Gebiete der Seelenstärke zu lernen übrig bleibt.

Die Schweiz ist eine kleine Nation. Ihre einzige große Ausdehnung ist diejenige des Geistes. Die Rechtfertigung ihres Daseins ist Funktion ihrer Seelengröße. Nun kann aber unser Volk keinen Anspruch auf Seelengröße erheben, wenn die führenden Männer allein sie besitzen. Es ist notwendig, daß ein jeder Bürger von ihr durchdrungen sei, denn unser nationales Leben baut sich aus der gemeinsamen Anstrengung aller auf. Das ist der Grund, warum wir uns auch im Zivilleben als Soldaten fühlen müssen, und zwar nicht in leeren äußerlichen Kundgebungen, sondern durch eine aus unserem tiefinnersten Wesen bestimmte Haltung, im harten Kampfe, den wir Tag für Tag, Minute um Minute, auf dem Felde, im Büro, in der Werkstatt, in allen unseren Lebensäußerungen auszufechten müssen.

Solange unsere einzige Möglichkeit das Durchhalten ist, solange muß der Widerstand der inneren Front unsere militärischen Anstrengungen übertreffen, und sein Erfolg wird letzten Endes von der persönlichen Haltung eines jeden von uns abhängen.